

Salleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 26. September 1895.

Berliner Bureau: Geil, L. C., Leipzigerstraße 8.

Telegramme.

München, 26. September. Der 'Münchener Post' zufolge, ist die nötige Wiederherstellung des Abgeordneten von Volkmar...

London, 26. Sept. Wollauktion. Preise fest, unverändert.

Konstantinopel, 26. Sept. Am heutigen Tage soll eine Nachricht eingetroffen sein, daß der Großfürst-Prinz von Bulgarien in besorgniserregendem Zustande im Kaukasus angekommen sei.

St. Petersburg, 26. Sept. Der offizielle 'Progrress' veröffentlicht eine Note St. Petersburg, worin ausgeführt wird, Bulgarien müsse mit Russland gegen den Dreibund vorgehen.

Sofia, 26. September. Prinz Ferdinand ist gestern nach Philippopolis abgereist.

Konstantinopel, 26. September. Die Ditschkeit Kodogda ist von einem heftigen Wolkenbruch heimgesucht worden, welcher einen Verzug herbeiführte. Ein Tatar wurde verschüttet, mehrere Menschen sind getödtet worden.

New-York, 26. Sept. Eine Million Dollars Gold sind zur Ausfuhr nach Hamburg bestimmt.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser erweist sich in Rominten fortgesetzt des besten Wohlseins. Der Oberpräsident Graf Wilhelm Bischoff hat dem Monarchen daselbst vorgelesen seine Aufwartung gemacht.

* Der offizielle 'Hamb. Correip.' bemerkt die Sentimentsgerichte von einer angeblichen Zusammenkunft des Jaren mit dem Kaiser Wilhelm in Rominten. Der Graf werde vor der Niederkunft seiner hohen Gemahlin die Grenzen des Reichs nicht überschreiten. Weiter meldet das Blatt, daß allen Anzeichen nach ein diplomatisches Negotium in Aussicht stehe.

* Nach einer Information der 'N. Fr. Pr.' wird König Leopold von Belgien, nachdem er in London und Paris die Stimmung hinsichtlich der Kongressfrage sondirt hat, zu dem gleichen Zwecke demnächst auch Berlin zu besuchen.

* Von 'hochangesehener diplomatischer Seite' wird der 'Frankf. N.' beklagt, daß die von der Anwesenheit des Präsidenten der französischen Republik bei der Krönung des Jaren in Moskau nicht die beste sein könne, weil eine solche einen offenen Bruch mit den besten Gemüthern der monarchischen Staaten bedeuten würde: die Staatsoberhäupter würden nie die Krönung eines Monarchen bei, und es läßt sich schwerlich erwarten, daß gerade Russland, wo die monarchischen Traditionen immer besonders hoch gehalten werden, sich bei dieser Gelegenheit von denselben loslösen sollte.

* Die 'Post' stellt fest, daß der Reichskanzler Fürst Bismarck nicht schon Ende September, sondern in den ersten Tagen des Oktober, d. h. nicht früher, als bis das Staatsministerium vollständig in Berlin versammelt ist, dorthin zurückkehren wird. Die Antritte des Reichskanzlers mit einem Mitarbeiter des 'A. A. Z.' wird jetzt auch offiziell von der 'Verd. Allg. Ztg.' bemerkt, jedoch jenes Gerücht von Anfang bis zu Ende von dem eben französischen Blatte erfinden ist.

* Wenn an die Wahrnehmung, daß der Herr Finanzminister

auch während seines Urlaubs in wichtigen Fragen seines Ressorts persönliche Entschlüsse getroffen hat, in der Presse Schlussfolgerungen besonderer Art gezogen worden sind, so ist dabei von der letzten Handlung abgesehen als freigegeben vor der Regel abweichendes Verhalten handle. Das Gegenbild ist vielmehr der Fall; die Ministerien lassen sich regelmäßig die ganz wichtigen Angelegenheiten ihres Ressorts, deren Erledigung nicht bis zu ihrer Rückkehr nach Berlin zu aufschieben läßt, nachdenken und es wird selbst bei ernstlichen Fällen, wie z. B. der Kanalarbeit, in dieser Hinsicht keine Ausnahme gemacht. So haben z. B. früher der Minister von Bülow und jetzt auch die beiden preussischen Minister, die Herren von Boffe und Tzielen, welche in diesem Sommer die Kur in Karlsbad gebraucht haben, während des Aufgebührens sich der Erledigung der wichtigen und dringlichen Angelegenheiten ihrer Ressorts unterzogen.

* Der 'Meinungsgeiger' theilt mit, daß Herr v. Hammerstein seine Mandate für den Reichstag und den Landtag niedergelegt hat. Am Anhalt an den gegen den Herrn v. Hammerstein erlassenen Steckbrief zählt übrigens die 'Nordd. Allg. Ztg.' die Vergehen auf, die diesem zur Last gelegt werden, und bemerkt dazu, daß die Behauptung der freisinnig-sozialistischen Presse, die Acte der Untreue seien in bestimmten Kreisen der konservativen Partei schon seit geraumer Zeit, schon einige Monate vor der Suspension Hammersteins, bekannt gewesen, der Begründung entbehre.

* Nachdem bereits über auf den Eisenbahntarif bezüglichen Fragen von grundsätzlicher Bedeutung zwischen Kommissaren der Finanz- und Eisenbahnverwaltung Verhandlungen gepflogen sind, sollen nunmehr auch die kommissarischen Erörterungen der Einzelheiten der verschiedenen Verwaltungen, und der von diesen bei der Finanzverwaltung angemeldeten Neu- und Mehrforderungen beginnen. Die finanzielle Lage im Reich, wie in Preußen, weilt auch in dem laufenden Jahre auf die strengste Innehaltung der Regeln seiner Sparpolitik hin. Wenn darüber selbstverständlich dringlichen Bedürfnissen kultureller oder materieller Art die Befriedigung nicht zu versagen ist, so wird gerade zu diesem Ende um strengere Beschränkungen zu vermeiden sein, welche einen luxurianten Charakter tragen. Für Aufwand dieser Art ist zur Zeit weder bei den Verwaltungsvergaben selbst, noch im Verkehr, noch bei den Staatsbauten, noch sonst auf einem Gebiete der preussischen Staatsverwaltung, wie deutschen Eisenbahnverwaltung Raum. Eine hauptsächliche Finanzwirtschaft dieser Art bietet ohne Zweifel, weil sie zahlreiche Wünsche unbefriedigt lassen muß, nicht unerhebliche Schwierigkeiten, und es geht dabei nicht entfernt so glatt ab, als wenn die Mittel nahezulegen werden könnten, allein sie entspricht der altpreussischen Tradition, welche auch im Reich nachwiegend ist und erscheint durch die Finanzlage geboten.

* Eine für die Kriegereigener beachtenswerthe Entscheidung haben vor Kurzem der Kriegsminister und der Minister des Innern getroffen. Der Landwehr-Verein zu Alstedt hatte bei dem Ober-Präsidenten der Rheinprovinz die Genehmigung dazu nachgesucht, daß seine Mitglieder, wenn sie beim Verein eine längere Reihe von Jahren angehöret haben, ein besonderes Jubiläumsgeld erhalten dürften. Hierüber haben nun die Minister an den Ober-Präsidenten folgenden Bescheid ergehen lassen:

* 'Ew. Excellenz erwidern mir auf den gestellten Bericht, betreffend das Gesuch des Landwehr-Vereins zu Alstedt um Genehmigung zur Verleihung eines Jubiläumsgeldes und zur Anlegung desselben, ganz ergebend, daß in Uebereinstimmung mit Ew. Excellenz nicht dagegen zu erinnern haben, wenn Mitglieder des Vereins, welche eine bestimmte Anzahl von Jahren

ununterbrochen dem Verein angehört haben, ein besonderes Jubiläumsgeld (Jubiläumsgeld) anlegen dürfen und wenn eine dabingehörige Bestimmung dem Statut des Vereins beigefügt wird. Von einer ausserordentlichen Verleihung ist abgesehen, wenn sie aber abzuheben und unter allen Umständen darauf zu achten, daß Jubiläumsgelder keine Veranlassung zu einer Verwechslung mit staatlichen Orden- und Ehrenzeichen bieten.'

* Wie verlautet, liegt es in der Absicht, den im Januar 1892 dem Reichstage vorgelegten, jedoch nicht zur Erledigung gelangten Gesetzentwurf, betreffend die Veräußerung des Weibbrauns geistiger Getränke, wieder einzubringen. Diese Vorlage enthält: 1. Weibschäntende Bestimmungen über die Ausübung der den Vertrieb geistiger Getränke betreffenden Gewerbe, 2. den Verbot für Gast- und Schenkwirthe, geistige Getränke zum Genuß auf der Stelle herzustellen zu verabreichen mit der Bestimmung, daß Anforderungen für solche Getränke weder eingekauft noch in sonstiger Weise gefertigt gemacht werden können, 3. den Verbot der Entmündigung gemüthsstärkender Getränke (§§ 621 bis 627 der Zivilprozessordnung), 4. Unterbringung entmündigter Trinker in eine Trinkerheilanstalt, 5. verschiedene Strafbestimmungen.

* Der Gesetzentwurf, betreffend die Erneuerung des Apothekenwesens, befindet sich gegenwärtig im Reichsamt des Innern, nachdem bereits den einzelnen Bundesregierungen zur Begutachtung und zur Meinungsäußerung ausgeteilt worden war. Die erbetenen Noten sind hier eingegangen und im Ganzen verhältnismäßig günstig ausgefallen, so daß man in den beabsichtigten nächsten Tagen die Hoffnung hat, den Entwurf noch in der nächsten Session in den Reichstag einbringen zu können.

* Der wegen Verdrats des Landesvertrags in Berlin verhaftete Angehörige Ludwig Pfeiffer ist Angehöriger der Kaiserlichen Armee in Blyden, die in Berlin ein Privileg zu erwidern beabsichtigt. Pfeiffer, welcher mit seiner Ehefrau zusammen ein mobilitäres Zimmer in der Kaiserstraße bewohnt, leugnet entschieden, das in Köln verhaftete französische Paar zu kennen; er soll aber gleichwohl in die Kaiser Armee verurteilt sein. Die Untersuchung wird erst weitergeführt. Die Commissionen in Paris haben über die Bedeutung der Verhaftung auf die Beziehungen von französischen Spionen in Köln und in anderen deutschen Städten mit Repressalien gegen die in Frankreich lebenden Deutschen zu beantragen. In der That, eine überaus vornehme Gefinnung!

* Die 'Nationalzeitung' hört, daß in der gestrigen Sitzung des ständigen Ausschusses für die Erbauung einer deutsch-oesterreichischen Centralbahn alle Einzelheiten bezüglich der Oechelwitzer Vorrampe am 23. October anzutretenden Prüfung freigelegt wurden. Es sei hier noch eine so wichtige Erledigung der Meliosungsarbeiten zu erhoffen, daß schon in der kommenden Reichstagsession die beschlossenen Anträge wegen Unterfertigung des Bahnbaues gestellt werden können.

II. Volkerei - Aushebung des Verbandes landw. Genossenschaften der Provinz Sachsen und der angrenzenden Staaten.

I. Magdeburg, 25. September.

Der 'Hofjäger', nicht vor den Thoren unserer Stadt gelegen, ist stets ein lebhaftes Vergnügungsort für unsere Bevölkerung gewesen, welche sich bei freizeidlichen Konzerten gar gern in dem schattigen Anlagen derselben ergeht und schon manchen frohen Tag in dem Raum zu seinen des 'Hofjägers' festlich begangen hat. Der heutige Tag hat nun den Beginn einer Veranstaltung im 'Hofjäger' gebracht, von der wir, soweit wir es laut über beobachten konnten, einen besonderen Gesichtspunkt für das Gedeihen derselben mittheilen wollen.

Es gab kein fröhliches Lachen, kein Scherz und kein Singen. Man umarmte sich auch Abends nicht mehr.

Ueberrassig kam es auch öfters vor, daß Carl spät nach Hause kam. Das beunruhigte Marie nicht wenig. Warum lieg er da, und wie spät er heute nicht den Nachtmahl wartet? War sie denn bloß keine Dienerin, keine Sklavine? Das Wette wäre, ihn zur Rede zu stellen, damit seiner Tugend zuhelfen gemacht würde. Carl aber sah im Wirthshaus mit seinen Fremden, trotz, unbedrückt. Er wollte ihr zeigen, daß er der Herr und kein Knecht sei. Die Freunde hatten ohnehin schon darüber zu wissen bekommen. Und was für ein Vergnügen wäre es auch, in ein solches Heim zurückzukehren, zu einer Frau, die nie ein lebenswichtiges Wort auf den Lippen hatte? Ah, wenn er das gewußt hätte! Er hätte nicht geheiratet. Uebrigens könnte dies nicht mehr lange so fort-dauern; er habe es satt.

Ein solches Nachts kam es zum Bruch. Es spät war er noch nie ohne Schlaf gekommen, und als sie ihm deswegens leise Vorwürfe machte, ergab er auf sie los, das Gesicht vor Zorn geröthet und den Arm hoch erhoben. Sie wurde bleich wie eine Tode, und ohne feinen Schritt zurück. Nach einer schweißigen Pause begann sie:

'Weißt Du, Carl, ich habe genug von dem Leben. Heute hast Du noch ein wenig Scheu, aber morgen oder übermorgen wirst Du mich schlagen. Machen wir ein Ende und trennen wir uns.'

'Du hast Recht, trennen wir uns. Siehst Du, Marie, ich bin ja nicht der schlechteste Mann und Du bist eine ganz gute kleine Frau, aber wir passen nicht zu einander, wir können nicht zusammen leben. Nimm Dir also Alles, was Dir gehört, und bringe es morgen zu Deiner Mutter.'

Sie sprach jetzt ohne Zorn, ohne Groll. Es war, als ob der Entschluß zur Scheidung sie beruhigt hätte. Carl setzte sich eine Cigarre und schaute seiner Frau zu, die geschäftig durch die kleine Wohnung hin und her eilte. Sie hatte einen großen Korb herbeigeschleppt und legte ihre Kleider, ihre Wäsche und alle anderen Gegenstände, die ihr gehörten, hinein. Dabei wurde kein Wort, kein Blick gewechselt.

Plötzlich sah Carl seine Frau auf das Nachtschloß zu

Die Photographie.

Eine wahre Geschichte.

Als sie heiratheten, war sie achtzehn, er fünfundsiebenzig Jahre alt. Sie liebten sich, wie es nur die Jugend vermögen können. Sie lebten eine, eine Ausflüge in den Wiener Wald machten, hätte man sie, wie sie durch den Frieden des Waldes Arm in Arm dahinwanderten, für irgend ein klägliches Liebespaar halten können. Das Brausen der Bäume, der Sang der Vögel und das Klappern ihrer Herzen und das süße Geräusch ihrer Küsse, sonst kein Laut in dem frühlingsstillen Walde.

Während der Woche waren sie fast den ganzen Tag getrennt. Carl war in einem Geschäft als Buchhalter angestellt und konnte wegen der zu großen Entfernung am Mittags nicht nach Hause kommen. Sie vertrieb sich die Zeit damit, daß sie kunstfertiger Weite Sticheisen ausführte, die immer Absatz fanden. So ein kleiner Zufuß war ja ganz angemessen. Abends aber, wenn Carl zurückkehrte nahm er ihren schönen, nichtblonden Kopf zwischen seine beiden großen Hände und küßte und herzte sie, daß ihr der Athem verging.

Als ein Jahr verfloß nichts mehr in ihrem Paradies. Ein kleiner Engel lag in der Wiege; und so spielte gar unternehmungsflüchtig mit seinen rothen Wändchen. Hans war ein ganz außerordentliches Kind, wenigstens in den Augen seiner Eltern. Mit sechs Monaten konnte er 'Papa' sagen, auf eine Weise, wie es ein gewöhnliches Kind nie vermodt hätte. Marie behauptete, der Kleine gleiche auf ein Haar dem Papa; man müsse nur den Zug um die Augen und die Nase betrachten. Carl erlobt dagegen feierlich Profest. Erwidelt sehe ein Kind wie das andere aus, der ausgeprophete Gesichtsausdruck entwicke sich erst später. Er glaube übrigens, daß Hans mehr der Mama ähnlich sehe. Darob gab es dann immer wunderliche Streitigkeiten, für die Kinder, sie zur Rechten der Wiege legte, und der Kleine machte dazu ein so häßliches Gesicht, wie wenn er wüßte, um was es sich handelte. Man hätte auch hören sollen, wie Marie, 'mein Sohn' auszusprechen pflegte; das klang so stolz und majestätisch; als ob er der Thronfolger eines mächtigen Reiches wäre.

Einmal hatte sie den Einfall, den jungen Prinzen Photographiren zu lassen. Carl stimmte ganz zu. Man

brachte also Hans zum Photographen. Er wurde auf ein Kissen in ein Kautschuk gelegt, nur mit einem Döckchen befeuchtet. Andere Kinder pflegen bei dieser Gelegenheit bittere Thränen über die Erfindung der Photographie zu vergießen. Hans aber bewachte sich als außerordentliches Mann. Als der Photograph über das dunkle Loch kroch, kam ihm dies so komisch vor, daß er verständlich seinen Eltern zulächelte.

Das Bild, in großem Format, war sehr gelungen und wurde in einem Rahmen gefest, den Marie mit geprefsten Feldblumen geschmückt hatte. Dann ward es über dem Nachtschloß in ein Schlafzimmer aufgehängt.

Eines Abends begann Hans zu lachen, gerade als er zu Bette gebracht wurde. Am nächsten Morgen kullerte er stärker und Marie bemerkte, daß er ein wenig blaß sei. Sie machte ihm einen kalten Umschlag und kostete ihm einen Thee, aber das Lachen wollte nicht aufhören. Es wurde ein Arzt geholt. Er konnte nicht mehr viel thun. Der Group hatte das unglückliche kleine Wesen ergriffen, Marie war halb toll, Carl bitter, verbittert. Gegen Abend wurde dem Kinde immer schlechter. Die Eltern wachten zitternden Herzens an seinem Bette. Es war eine Mainacht. Durch das geöffnete Fenster drang süßer Blüthenhauch und das geheimnißvolle Rauchen und Zönen der Nacht in das Zimmer. Und sie träumten von den Sonntagsnachmittagen draußen im Walde, von den ersten Küßen, von den Tagen ihrer jungen Ehe. Dann sahen sie aber die feberglänzenden, hilflosen Augen des Kindes, das nach Athem rang, und sie erachteten aus ihren Träumen und weinten bitterlich.

Als schon der Tag heraufdämmerte und die ersten Schwalben durch die herbe Morgenluft schwirrten, hatte das junge Leben ausgeblüht. Und dann kamen die schwarzgekleideten Männer und trugen ihren Schatz weg in die kalte, feuchte Zehntenkammer. Nachmittags wurde er vererdet in die feuchte Frühgrube.

Als sie vom Friedhof zurückgekehrt waren in ihr einfaches Haus, da blühten sie einander an voll unglücklicher Trauer und begannen wieder zu weinen, ohne sich ein tröstendes Wort sagen zu können.

Von diesem Tage an war eine große Veränderung in ihrem Leben eingetreten. Ein trauriges Schweigen lastete auf dem



Irwege.

[Nachdruck verboten.]

36] Original-Roman von S. Erlin.

Käthe, die ſich kaum noch weiter zu gehen getraute, blickte ſchauernd zurück. Wie leiſchſinnig war es doch von ihr ge-
weſen, ſo mutterleienallein in den Wald hinaus zu laufen. Was ſollte ſie nun anfangen? Gern wäre ſie wohl wieder zu-
rückgegangen, aber eine ſonderbare Mattigkeit lähmte ihre Glieder, ſo daß ſie die Nothwendigkeit einfah, erſt einen Augenblick der
Ruhe zu pflegen, ehe ſie daran denken konnte, die Rückkehr an-
zutreten. So ließ ſie ſich denn auf einem weichen, moſigen
Plaße nieder, der etwas vertieft dem Rücken eine Lehne bot.
Dann neigte ſie den Kopf ein wenig zurück — er ſank tiefer
und tiefer, bis er den Boden berührte und die Lider ſchloſſen
ſich über den ſchönen Augen. Ihr war's ſo erſchöpft, ſo traums-
befangen, ſo weltentrückt und ſtill zu Muthe, daß ſie meinte,
ſie läge ſchon im Grabe, weil Alles in ihr todt, erſtorben war.
Und es feſſelte ſie ja auch nichts mehr am's Leben — vielleicht
Eines; aber dies Eine war verloren! Wie die Baumwipfel ihr
zu Häupten geheimnißvoll raunten und flüſterten! . . . War's
nicht gerade, als ob ſie einen, ach, ſo theuren, nur allzubekanntem
Namen nannten? Wenn Er doch jetzt bei ihr wäre, hier in
dieser weltverlorenen Einſamkeit; wenn er mit ihr ſterben wollte!
Wie gerne würde ſie von einem Leben Abſchied nehmen, das
keinen Reiz mehr für ſie hatte! Und ſonderbar: Als ſie ſo
recht lebhaft ſeiner gedachte, war es ihr plötzlich, als höre ſie
aus weiter Ferne ſich ihr Schritte nahen, als kämen ſie näher
und näher — Zweige kniſterten und dann . . . dann ſah ſie aus
dem Schatten des Waldes einen Mann im Jägerkoſtüm her-
vortreten, der ihm ſo ähnlich war, daß . . . daß ſie wahrhaftig
meinte, er, Edgar, könnte es ſelber ſein.

Aber das mußte ja ein Traum, eine Viſion ihrer über-
reizten Nerven ſein! Ihr Herz pochte laut, angſtvoll riß ſie die
Augen weit auf, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, um
das Gebilde ihrer Phantaſien zu verſuchen, aber umſonſt: es
blieb, es wurde deutlicher und kam näher und näher.

Und nun ſchritt die Geſtalt gar auf ſie zu, jetzt ſahen ſie
ein Paar Augen an — ſeine Augen! „Edgar!“ ſchrie ſie auf,
dann ſtochte ihr das Blut und bewußtlos ſank ſie auf den weichen
Moosboden. Sie fühlte es nicht mehr, wie ein Paar ſtarke
Arme ſie emporriſſen, wie voller Liebe, Sorge, Angſt und Er-
ſtaunen die Augen eines Mannes auf ſie gerichtet waren; ſie
wußte es nicht, daß es wirklich Edgar, ihr Edgar war, der ſich
an ihrer Seite befand und ſich mit liebender Sorgfalt bemühte,
ſie in's Leben zurückzurufen.

Das war ſo gekommen. Edgar von Salten, der ſchon ſeit
einiger Zeit der Gaſt ſeines alten Freundes war, des Grafen
Rittberg, der in der Nähe von Sch. ein reizendes Beſitzthum
ſein nannte, hatte ſich gerade auf der Jagd befunden, als er zu
ſeinem Erſtaunen in dem unheimlichſten Theile des Waldes eine
weiße Frauengeſtalt am Boden ausgeſtreckt erblickt hatte. Neu-
gierig und beſorgt hatte er ſich der Einſamen genähert und
nun . . . was er nie gedacht, nicht hatte erwarten können, war
Wahrheit: er hielt ſeine Käthe in den Armen. Da kehrte end-
lich Leben in die ſchöne Geſtalt zurück und voll ſchlug ſie die
Augen zu ihm auf. Eine Sekunde hingen ſie ſtarr an ſeinem
Antlitze, dann ſchloſſen ſie ſich wieder, als fürchteten ſie, ein lie-
bes Traumbild zu verſuchen. Und ihre Lippen hauchten in
todtmüdem Tone: „Kamſt Du endlich . . . kamſt Du, um mit
mir zu ſterben?“

„Käthe, Du biſt es, biſt es wirklich und wahrhaftig! Komm'
zu Dir, Käthchen. Ich bin ja bei Dir . . . was ſpricht Du da
vom Sterben?“ Mit ſtürmlicher Freude preßte er nun die Ge-
ſtalt der jungen Frau in ſeine Arme. Käthe wehrte ſeiner Um-
armung nicht. Erſt jetzt war ſie ganz zur Wirklichkeit erwacht
und Alles, was ſie vorher gedacht und gewollt hatte, tauchte
unter in einem Meere von Leidenschaft, das über ihr zuſammen-

ſchlug. Und ſie ſtammelte im Sturme ihrer Gefühle glücklich:
„Ich wollte Dich ja nicht wiederſehen und ich durfte es nicht
aber nun iſt es doch anders gekommen, das Schickſal ſelber hat
es ſo gewollt, nun mußt Du's doch endlich glauben, daß wir
zuſammen gehören, ich zu Dir und Du zu mir!“

Während ſie ſprach, hatte Edgar ſeine Faſſung wiederge-
wonnen. Schnell erhob er ſich vom Boden, reichte ihr die Hand
und härter als er's wohl beabſichtigt hatte, um all Das, was
ſein Inneres durchwühlte, zu verheimlichen, ſagte er: „Faſſen
Sie ſich, Käthe, es muß ſein! Für uns Beide gibt es kein ge-
meinſames Schickſal mehr, und man ſoll nicht Alles im Leben
auf Konto der Vorſehung ſchieben! Kommen Sie!“ Es gereute
ihn offenbar, ſich vorhin, wider ſeinen Willen, allzuſehr ſeinen
Gefühlen hingegeben zu haben.

Käthe aber war bei ſeinen Worten jäh zuſammengesuckt,
einige Male ging und kam die Farbe auf ihrem Antlitze. Dann
erhob ſie ſich ebenfalls.

Und ſtolz, ruhig, völlig gefaßt ſchritt ſie nun an ſeiner Seite
dahin. Auf ſeine Fragen, wie ſie hier in aller Morgenfrühe
hergekommen ſei und wohin er ſie führen dürfe, erzählte ſie ihm
mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, daß ſie ſeit geſtern mit ihrem
Manne zum Sommeraufenthalte im benachbarten Sch. weile und
daß ſie ſich heute in aller Frühe aus purer Langeweile allein in
den Wald hinausbegeben habe, wobei ſie zur Strafe für ihren
Leichtſinn den richtigen Weg zur Rückkehr verfehlt habe.

Darauf theilte er ihr mit, was mit ihm ſeit ſeiner Abreiſe
von Berlin geſchehen war. Haſtig, in abgeriſſenen Sätzen er-
zählte er ihr, daß er ſich damals direkt von der Weſtbenz nach
dem Wohnort ſeines Freundes hier in der Nähe begeben habe.
„Ich fühle mich hier wohler,“ ſchloß ſeine Erzählung, „als in dem
Gauernerte der Großſtadt. Hier, angeregt von der erhabenden
Großartigkeit der Natur, in Geſellſchaft des alten guten Grafen
Rittberg, meines väterlichen Freundes, finde ich wieder Ruhe und
Gefallen, meine früheren Studien aufzunehmen. Und wenn die
Wälder, die Berge draußen allzu lockend winken, ſo daß es mich
nicht länger bei den Büchern hält, dann nehme ich die Flinte über
den Arm und hinaus geht's in die freie, herrliche Natur, in Feld
und Wald. Meine Leidenschaft war ja nun einmal von jeher
die Jagd — und drüben in Amerika lernt man's, von früh bis
ſpät durch Buſch und Dorn, über Berge und durch Thäler zu
ſtürmen! Sehen Sie nun, Käthe, meine Jägernatur und
Ihre Sommerreiſe ſind der Zufall, der uns zuſammenführte.
Was uns im erſten Augenblick wie ein Wunder erſchien, erklärt
ſich nun ſo einfach, ſo natürlich, faſt nüchtern möchte man ſagen!
So geht's wohl mit Allem im Leben. Und nun ſoll es meine
Sorge ſein, Sie wohlbehalten und ſicher nach Sch. zurückzuführen,
Käthe!“

„Ich bin Ihnen wirklich ſehr dankbar, — Herr von Salten.“
Sie ſah zur Seite und beeilte ihre Schritte, während er oft un-
willkürlich etwas zurückblieb, um ſie ganz und voll in's Auge
faſſen zu können.

Wie lange war es her, daß ſie zuletzt ſo zuſammen gewandert
waren! Und was hatte ſich ſeitdem Alles geändert! Und würde
es nun das letzte Mal im Leben ſein?

So waren ſie an einen freien, mit Gras und Blumen dicht-
bewaſſenen Platz gekommen. Käthe bückte ſich und pflückte zer-
ſtreut einige blühende Kräuter. Als ſie wieder aufſah, war ſein
Anſicht ſchmerzlich bewegt. „Käthchen“, von ſeligen Erinnerungen
umfangen, glitt es zärtlich, wie einſt, von ſeinen Lippen, „mollen
wir zuſammen Beilchen ſuchen, wie wir's ſonſt in dem Gärtchen
vor Ihrem Hauſe thaten . . . wiſſen Sie's noch?“

Sie ſenkte den Kopf und Thränen füllten ihre Augen. „Sie
blühen nicht mehr und bis zum Frühling hat's wohl Zeit.“

Er nickte ſchweigend, näherte ſich ihr und nahm ihr
ſchweichelnd die geſammelten Waldoblen aus der Hand, um ſie
an ſeiner Bruſt zu bergen.

Sie wehrte es ihm nicht, ſondern vormürfsvoll mit ihren
klaren Kinderaugen zu ihm aufblickend, ſagte ſie einfach: „Warum

verstellst Du Dich? Warum leugnest Du's, daß Du mich immer noch liebst?

Da kämpfte er den schwersten, härtesten Kampf, doch einen Augenblick nur, dann war er entschieden.

Langsam ließ er die Blumen, die er ihr genommen, zu Boden gleiten. „Ich — liebe Dich — nicht mehr, Käthe. Ich darf es nicht — und will es nicht! Vergiß und verzeihe Alles, was ich vorher sagte — es war nicht die Wahrheit!“ Seine Brust arbeitete heftig, als er gesprochen, seine Züge aber drückten Energie und Entschlossenheit aus.

Käthe hatte sich merkwürdig verändert, es schien, als wäre sie plötzlich gealtert. Sie sagte kein Wort, nur ihr Athem keuchte schwer, als sie nun weiter neben ihm her schritt.

Da es auf Mittag ging, wurde die Luft immer schwüler und drückender, stahlblaue Fliegen schwirrten umher und die Schmetterlinge träumten auf den Blüten. Endlich schimmerten die Häuser von Sch. durch das Waldesgrün.

„Ich finde nun schon allein den Heimweg, Herr von Salten. Haben Sie Dank. Leben Sie wohl!“

Käthe eilte von ihrem Begleiter hinweg auf einen Seitenweg. Nicht einmal auf seine Abschiedsworte achtete sie mehr, weil sie's drängte, von ihm hinweg zu kommen. Erst nach einer geraumen Weile wandte sie sich noch einmal um und blickte nach ihm zurück. Er stand noch immer bewegungslos auf derselben Stelle und starrte ihr nach. Endlich kehrte er sich gewaltsam ab und löcherte mehr, als er ging, in den Wald zurück. Er mußte sie fliehen — nur fort, nur fort! Sie war zu schön, als daß er sie vergesse, zu schuldblos, als daß er sie hassen konnte! Und trotzdem, wie hatte er sie heute gekränkt, beleidigt, ja verhöhnt! Er war unzufrieden mit seiner Handlungsweise, mit sich, mit der ganzen Welt. Aber hatte er denn anders gekonnt? Er durfte ja nicht weich werden, durfte es ihr wenigstens nicht zeigen — oder seine Schwachheit wurde sein und ihr Verderben.

Bald war inzwischen Käthe zu ihrem Mann, der bereits in Sorge um sie gewesen war, zurückgekehrt. Matt und müde blickten plötzlich ihre Augen, ihre Mienen drückten Gleichgiltigkeit gegen Alles um sie her aus, und ihre Glieder waren kalt, wie im Fieber. Sie erzählte Winolf, der nicht wußte, wie er sich das verstörte Wesen seiner Frau denken sollte, weder wo sie gewesen, noch ob ihr etwas Unangenehmes geschehen sei. „Laß mich ruhen,“ war ihre einzige Antwort auf alle seine Fragen, ich bin krank und müde!“

Winolf fing an, das sonderbare, wechselnde Wesen seiner Frau lästig zu werden. Er hatte nicht Lust, Krankenwärter zu spielen, deswegen benutzte er den Nachmittag, trotzdem sich Käthe noch nicht von ihrem Ruhelager erhoben hatte, zu einem Ausflug in die Berge.

Nicht ohne Grund und Absicht hatte sich Ellen Waldner die Adresse Winolf's geben lassen. Sie durfte und wollte ihr Opfer nicht aus den Augen lassen, so lange noch für dasselbe Rettung möglich war. Deswegen hatte sie schnell entschlossen ihre Koffer gepackt und war dem Maler nachgereist. Und kaum war sie in Sch. angekommen, so hatte sie, nachdem sie aus der Fremdenliste Winolf's Wohnung erfahren, denselben von ihrer Ankunft benachrichtigt und ihn gebeten, sie am Nachmittage des nächsten Tages im Musiksalon des Kurhauses aufzusuchen.

Mit getheilten Gefühlen hatte der Maler das Billet empfangen. Halb und halb machte ihn ihre Liebe und Anhänglichkeit stolz, halb und halb beschlich ihn aber auch eine unangenehme Empfindung, weil er fürchtete, Ellen könnte möglicher Weise eine Einschränkung seiner Freiheit verursachen. Trotz alledem konnte er kaum die Stunde erwarten, in der er die Geliebte wiedersehen sollte. Da seine Frau noch immer leidend war, da das Wetter regnerisch geworden war und das viele Bergsteigen auf die Dauer auch ermüdete, ließ sich ja in diesem alltäglichen Leben, in diesem ewigen Einerlei keine interessantere Abwechslung denken, als eine Zusammenkunft mit Ellen.

Pünktlich gegen Nachmittag des festgesetzten Tages fand sich Winolf Jaffe denn auch richtig im Kurhause ein und öffnete die hohe Glasthüre, die zum Musiksalon führte.

„Bon jour, mon ami, wie reizend, daß Sie kommen! Wundern Sie sich nicht, daß ich Sie so mit meinem Besuche überrascht habe?“

Im Hintergrunde des Zimmers ertönte ein silberhelles Auf-lachen und Ellen Waldner, in einem geschmackvollen hellen Mouffelinleide, näherte sich dem Maler, der ihr erfreut beide Hände entgegenstreckte. „In der That, eine Ueberraschung, Ellen!“

Sie nahm nur eine seiner Hände und verfestete der anderen einen leichten Schlag. „Sie müssen wissen, mein Freund, ich bin heute bei Laune, sonst — wissen Sie, Sie haben sich ja hier in einem Neste vergraben, das — pardon, wohl für Hochzeits-reisende keine Reize haben mag, aber für uns . . . Pah! wie altnodisch Sie doch zuweilen sind! Warum gingen Sie nicht nach Nizza, nach Monte Carlo oder meinetwegen nach San Remo? Aber nun setzen Sie sich erst einmal, ja?“ Sie drückte ihn mit einer Schelmerci, die ihr reizend stand, in einen Sessel nieder. Dann nahm sie ihm gegenüber Platz.

„Aber Ellen, bist Du toll, warum nennst Du mich partout Sie?“ Er suchte scherzend ihre Hand zu ergreifen, doch sie legte sie ihm auf den Mund und flüsterte: „Still! Obwohl augen-blicklich kein Mensch im Zimmer außer uns weilt, sagt man be-kanntlich, daß die Wände zuweilen Ohren haben sollen. Kennen wir uns also hier Sie!“

Er lächelte fein. „Gut Madame, wo Sie wollen! Ja so! Sie fragten vorhin, warum wir nicht nach Nizza oder sonst nach irgend einem Städtchen der vornehmen Welt gingen. Das ist ganz einfach, Ellen, ich kann ja offen sein —“ er nestelte ver-legen an seiner Kravatte, als scheue er sich, fortzufahren, — wissen Sie, Weltbäder sind sehr theuer — und meine Kasse er-laubt mir keinen Luxus mehr.“

Sie sah ihn einen Augenblick mit gut geheucheltem Erstaunen an, dann brach sie in ein melodisches Lachen aus. „Wie mein Freund, in Geldnoth? Ach, gehen sie mit Ihren Scherzen! Wer so viel geerbt hat —“

„Ach, immer das alte Lied! Geerbt hin, geerbt her,“ fiel ihr Winolf ärgerlich in die Rede. „Hol der Teufel die ganze Erb-schaft! Meinen Sie, die Villa, die Einrichtung zc. hätten nichts gekostet? Ich war niemals ein Millionair.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Heilsarmee in Deutschland.*)

Von Dr. A. Römer in Berlin.

Kriegsrufe ertönen seit einiger Zeit vom Fels zum Meer, vom Rhein bis zur Menel. Organisirte Divisionen besetzen wichtige Plätze des Vaterlandes, Frauen und Mädchen treten in Reih und Glied und stürzen sich frohen Muthes in den Kampf, der nicht um irdische Güter ausgefochten, sondern mit eigenartigen Waffen gegen Unglauben und Selbstsucht, für Ewigkeitsgedanken und Seelenrettung geführt wird. Vor etwa acht Jahren hat die von General Booth 1865 begründete Heilsarmee auch Deutsch-land den „Krieg erklärt“. Kleine Erfolge haben die Salustianer hier und dort errungen, von einem großen Siege aber kann bei uns noch nicht die Rede sein.

Vielfach, und namentlich in Berlin, haben die Offiziere und Soldaten der Heilsarmee mit ihren rothen „Jerseys“, den farbigen

Eigen auf der dunkelblauen Uniform, den rothbefeigten Mützen und Helleinsjahüten gegen Hohn und Spott zu kämpfen gehabt. Der Wunsch, einen sachgemäßen Einblick zu erhalten in Art und Wesen, in das Thun und Treiben der Salustianer führte mich zunächst in das nationale Hauptquartier für Deutschland. Es ist, weithin sichtbar, am Blücherplatz zu Berlin gelegen.

Ein Kadett meldete mich bei der Adjutantin Ehrhard, der Redacteurin des „Kriegsrufes“. Früher Lehrerin in Hamburg, ist diese Dame bei ihrer Befähigung bald zu einer hervorragenden Stelle in der Armee aufgerückt. In ihren klaren, scharfen Worten spiegelten sich Eifer und Ueberzeugung. Die Adjutantin legte mir eine Statistik vor über die Ausbreitung der Salvation Army. Die Heilstruppen umfassen jetzt in 30 Ländern 3434 Corps mit 11670 Offizieren; die Soldaten zählen nach Hundert-tausenden. Die sozialen Unternehmungen, welche der Sache auch in weiteren Kreisen den Boden geebnet haben, umfassen 71 Speise-anstalten und Asyls, 21 Werkstätten und Fabriken, 81 Schlaf-quartiere, 59 Magdalenenasyls, 29 Bureaus zur Beschaffung von Arbeit, 11 Heimstätten für entlassene Sträflinge, 6 landwirth-schaftliche Kolonien, 3 Krippen und Kleinkinderbewahranstalten.

In Deutschland besitzt die Armee solche Einrichtungen noch nicht, anscheinend weil die Mittel dazu fehlen. Es bestehen zur

*) Wir entnehmen diese Charakteristik der phantastisch-unreifen sozial-religiösen Bewegung dem neuesten Hefte der illustrierten Halb-monatschrift „Vom Fels zum Meer,“ auf die wir von neuem hin-weisen, um damit unsern Lesern das überaus reichhaltige Blatt aufs Wärmste zu empfehlen.

Zett in allen Theilen Deutschlands 21 Corps mit 75 Offizieren; die Zahl der Soldaten ist schwankend. Die Oberleitung ruht in der Hand von Engländern. Dem Kommandeur Thomas Mc Rie steht der Chefsekretär Major Jackson zur Seite. Der Privatsekretär Major Blant, ein ehemaliger Theaterfänger, hat den Kommandeur auf dessen Reise um die Welt begleitet. Der dritte Major J. Zunter ist ein Deutscher; er zeichnet als Verleger und Redacteur des „Kriegsrufes“. Neben Fräulein Ehrhard hat noch der Leiter des Hamburger Corps, Herr Treite, den Rang eines Adjutanten. Es folgen zwei Ensigns (Fähnriche): der Kassirer Richardson und Fräulein Bach, die Leiterin der Kadettinnen-schule in Berlin. Die Kapitäne und Lieutenants sind zur Führung der einzelnen Corps berufen; sie haben ihre ganze Kraft dem Dienst der Heilsarmee geweiht. Ihre Verantwortlichkeit und Arbeitsleistung sind ebenso groß wie ihre Selbstverleugnung und Bedürfnislosigkeit.

Ein Gehalt ist ihnen nicht gewährleistet; sie haben aus den Einnahmen zuerst Miete, Licht für die Lokale und andere Corpsschulden zu bestreiten und dürfen erst dann 8 Mark wöchentlich für ihren Unterhalt entnehmen. Das geschieht aber niemals, zumal auch nicht immer so viel Geld vorhanden ist! Man begnügt sich durchschnittlich mit etwa 3 bis 4 Mark. Für die Kleider wird durch eine besondere Einrichtung Sorge getragen. Die Einnahmen der Corps rekrutieren sich aus den Sammlungen, dem etwaigen Gewinn am „Kriegsruf“, der von Offizieren und Soldaten verkauft wird und etwa 6500 Auflage besitzt, endlich aus den Patronen, welche die Soldaten hier nicht empfangen, sondern allwöchentlich als Beitrag in einem kleinen Couvert, in der sogenannten „Patrontasche“, zu entrichten haben. Die Lokaloffiziere und Soldaten dienen der Heilsarmee, ohne dabei ihren sonstigen Beruf aufzugeben. Interessant für den Geist in der Salvation Army ist die Bestimmung, daß Jeder ausgestoßen wird, der einen Kameraden wegen Schulden bei Gericht verklagt. Die Corps führen Patronenbuch und Stammtafel. Eine monatliche Kontrollversammlung entscheidet über die Einreihung der Rekruten als Soldaten nach mindestens vierwöchentlicher Prüfungszeit. Daneben bestehen Abtheilungen von Juniorsoldaten; das sind Kinder im Alter von 5 bis 13 Jahren, die auch ihre besonderen Versammlungen haben. In Berlin sind zur Zeit drei Corps und zwei Kadettenschulen vorhanden.

Nach dieser allgemeinen Information suchte ich in das innere Leben der Heilsarmee tiefer einzudringen und vor Allem die Heranbildung der Offiziere kennen zu lernen. Der nächste Weg galt der Kadettenschule. Sie hat ihr Quartier in einem Hofgebäude der Diefstraße, vier Treppen hoch. In der Küche bereitete ein Kadett und früherer Schiffskoch das gemeinsame, bescheidene Mittagsmahl. Ich warf einen Blick in die einfachen Schlaf- und Arbeitsräume; die Wände sind mit Sprüchen und Inschriften ausgestattet. Hier las ich: „Betet für das Unmögliche“ und dort: „Deutschland für Jesum“. Der Schule gehören meist 6 bis 8 Kadettinnen an; eine Altersgrenze ist nicht vorgeschrieben. Die Leiterin, Ensign Bach, führte mich in ihr kleines, anheimelndes Wohnzimmer. Die junge Dame stammt aus der französischen Schweiz und spricht das Deutsche mit etwas fremdartigem Accent. Ihr gemüthliches Wesen, ihre Klugheit und Hingebung für die Sache haben auf manchem „Feldzug“ die Fahne der Heilsarmee zum Siege geführt. Ihr Werk ist z. B. die Einrichtung der Station Ulmit. Auch die Behörde schenkte ihr dort solches Vertrauen, daß der Polizeichef ihre Mitwirkung erbat, um einen des Mordes Verdächtigen zum Geständnis zu bringen. Zum Kriege ist nach Moltke dreierlei von Nöthen: Geld, Geld und abermals Geld. Ensign Bach aber hat jene Expedition nach dem Osten mit — sage und schreibe — 10 Mark durchgeführt, natürlich außer den Reisekosten, für welche selbst „hohen Offizieren“ nur ein Billet 4. Klasse gewährt wird.

Das Leben in der Kadettenschule ist streng geregelt. 6 Uhr Morgens wird aufgestanden. Nach einer halbständigen, persönlichen Andacht verrichten die „Zöglinge“ Hausarbeit; um 8 Uhr ist Frühstück. Die Stunden von 9 bis 1 Uhr sind dem Unterricht geweiht, doch gibt es auch hier ein „akademisches Viertel“. Ensign Bach hielt mir ein kleines Privatstündchen über die einzelnen Lehrgegenstände.

Der Unterricht beginnt täglich mit der Bibel. Die zweite Stunde gilt der Lehre und der Disziplin. Die Salutisten lassen alle konfessionellen und religiösen Streitfragen unberührt, der Mittelpunkt ihrer Lehre ist das apostolische Glaubensbekenntnis. Die Unterweisungen über Disziplin geben zweckmäßigen Aufschluß über den Charakter des Feldoffiziers, über Uniform, Wohnung,

Korrespondenz, Instandhaltung der Halle, über Versammlungen, Corps- und Wochenrapporte, Besuche bei Unbefehten und Beten in Wohnungen. Ein anderes Kapitel bilden die „Kriegsartikel“, die dem eintretenden Soldaten unter der Fahne vorgelesen und von ihm durch Wort und Unterschrift anerkannt werden müssen. Er gelobt damit ein gottgefälliges Leben nach allen Richtungen und bekennt sich als Streiter Christi; zugleich entsagt er allen berauschenden Getränken und — giftigen Substanzen wie Opium, Morphium zc., sofern sie nicht als Arznei verordnet sind. Politischen und sozialen Agitationen bleiben die Salutisten grundsätzlich fern, und man sieht es ungern, wenn die „Soldaten“ sich mit Politik beschäftigen, weil sie jeden ohne Unterschied der Partei erreichen sollen. In der Kadettenschule ist auch von — Verheirathung die Rede. Die eigenartige Organisation bringt es mit sich, daß ein „Offizier“ keinen Fremden oder Unbefehten heimführen darf, sondern nur eine Person, die fähig ist, selbst Offizier zu werden. Die Trauung wird mit einer Versammlung in der Halle verbunden; die Braut erscheint nicht mit Schleier und Myrthenkranz, sondern trägt höchstens eine weiße Schärpe über der Uniform. Der Trauungszeremonie liegt ein besonderes Formular zu Grunde, ähnlich dem der Soldateneinreihung. Eigene Gebräuche herrschen auch bei der Beerdigung. Der Tod erscheint den Salutisten nicht als etwas Betrübenendes; sie beklagen zwar den Verlust eines Kameraden, freuen sich aber, daß er nun „bei Gott ist und seinen Herrn sieht“. Beim Begräbniß legen die Soldaten ein weißes, mit rothem S geschmücktes Band um den Arm; den Sarg bedeckt die Fahne oder ein weißer Stoff mit rothem Streifen. Der Kapitän spricht, der Lieutenant wirft drei Handvoll Erde auf den Sarg, und Gefänge begleiten die Feier. Im Zuge marschieren die Salutisten dann zur Versammlungshalle, wo sie eine Feier und am nächsten Sonntag einen Gedächtnisaft veranstalten.

Von 12 bis 1 Uhr hören die Kadettinnen Vorträge über Geschichte und Organisation der Heilsarmee, das Leiten der Versammlungen, Hausbesuche, über den Heilskrieg der Kinder, über Gesang und Musik, deren Einfluß auf die Herzen als bevorzugte „Waffe“ gilt.

Nach dem Unterricht wird das sehr einfache Mittagessen eingenommen; mit Beten setzt man sich zu Tisch und erhebt sich mit Beten. Von 1 bis 2 Uhr ist „stille Zeit“. Dann schwärmen die Kadettinnen aus zum Verkauf des „Kriegsrufes“, oder sie haben noch drei Stunden Schreiben, Rechnen oder deutschen Aufsatz, Gegenstände, welche für die geschäftlichen Rapporte von Wichtigkeit sind. Auch am Nachmittag werden Kapitel aus der Verfassung der Heilsarmee vorgelesen. Um 5 Uhr ist Theestunde; dann Vorbereitung zur Prüfung, die von 6 bis 7 Uhr abgehalten wird und sich auf das Penium des Tages bezieht. Eine wöchentliche Prüfung ist jeden Sonnabend. Der Stundenplan dieses Tages umfaßt im übrigen Vormittags nur Hausreinigung, der Nachmittag von 2 1/2 bis 6 Uhr ist frei.

Der ganze Kursus wird mit einem schriftlichen Examen abgeschlossen; die Arbeiten werden zur Entscheidung dem Hauptquartier vorgelegt. Die Ausbildung der Kadetten dauert drei bis sechs Monate je nach der Befähigung.

Nach des Tages Mühe und Arbeit winkt den Offizieren und Kadettinnen noch lange nicht die Ruhe. Um 7 Uhr erschallt Gebet in den Räumen, begleitet von Guitarre, Laute, Konzertina oder Tamburins; man bereitet sich zur Versammlung vor, die in der Regel von 7 1/2 bis 10 Uhr die Salutisten in ihren Hallen vereint.

Hier erscheinen auch die Soldaten, Rekruten und Freunde. Die Wände tragen die roth-gelb-blauen Fahnen der Heilsarmee, die deutschen Farben und bunte, fromme Inschriften, wie: „Denket an die Ewigkeit“ oder: „Berlin für Jesum.“ Die leitenden Offiziere nehmen auf dem Podium Platz; sie stimmen die Lieder an, welche oft jauchzend klingen und durch frohes Händeklatschen belebt werden. Die Melodien sind volksliederartig; es giebt sogar einen Gesang nach der „Nacht am Rhein“:

„Es schallt ein Ruf, so ernst und wahr,
Zum Sünderherzen laut und klar!“

Auf Geheiß des Vorstehenden bekennen die „Geretteten“ in freier Rede Zeugniß vor der Versammlung, und „Amen, Glory, Halleluja“ tönt es dazwischen. Einzelgesang wechselt mit Choraliedern. Dann mahnt der leitende Offizier in eindrucksvollen Worten an Seelenrettung, Tod und Ewigkeit. Manche Gewissen wird aufgerüttelt, und bewegt sinken reuige Sünder an der Brustbank in die Kniee. Aber auch an Störenfriedren fehlt es nicht und an Spöttern. Da werden verrohte Elemente hinaus-

gewiesen. Blühlich polstern Häute gegen die Thür, ein Steinwurf — kitzend zerpringt eine Scheibe. Das ist der Kugelregen, der diese „Armee“ bedroht. Die Soldaten achten nicht darauf, und vertrauensvoll klingt es:

„Steh' ich auch mitten im Sturme,
Jesus, mein Heiland, ist nah!“

Allerlei.

Eine Theatervorstellung in Madagaskar. In launiger Weise beschreibt eine Französin, wohl die Gattin eines Diplomaten, im „Figaro“ eine Theatervorstellung am Hofe der Howas-Königin Ranavaloa. Zu dieser Vorstellung, die im Juli d. h. mitten im madagassischen Winter, stattfand, waren nur vier Europäer geladen und, noch größere Gunst, sie mußten nichts für die Ehre zahlen, während sonst die Gäste der Königin einen Pfaster (5 Franken) bezahlen und obendrein ihre Stühle selbst mitbringen mußten. Die Vorstellung begann um 8 Uhr Abends in einem übel verrathenen, vom Zugwind heimgeluckten Saale, der gewöhnlich als Schule für die Kinder der Prinzen und hohen Würdenträger dient, denen ein englischer Pastor ohne Erfolg, wie die Erzählerin behauptet, den Unterschied von Gut und Böse beizubringen sucht. Am Eingang des Saales empfing der erste Minister Rainilaiarivony die Gäste. Er war so selbstmüthig herausgeputzt, daß ihn die Erzählerin erst für einen Thürsteher hielt und ihm den dargebotenen Handschlag verweigern wollte, aber ein Blick eines ihrer Begleiter machte sie noch rechtzeitig auf ihren Irrthum aufmerksam. Im Saale wurden den europäischen Gästen rotte Büsch-Hautentzül angewiesen, die neben dem erhöhten Thronstuhl standen auf dem die Königin mit ihren zwei kleinen Neffen und der Nichte und Thronerbin Platz nahm. Auf den Stufen des Thrones fehlte auch der unvermeidliche Spucknapf aus grünem Glase nicht, der die Königin, wie es scheint, überall hin begleiten muß. Die Bühne war sehr primitiv hergerichtet. Vier Männer zogen den Vorhang auf und hielten ihn während der ganzen Vorstellung, im Hintergrund stehend, an Stricken fest. Wenn die Scene im Freien spielte, so wurden in den Boden der Bühne einige wirkliche Bäume und Stäucher eingesteckt. Die männlichen Darsteller waren Herren vom Hofe im europäischer Gesellschaftsanzug, um den sie die Lamba, den weichen madagassischen Mantel schlangen, die weiblichen, die nur kurze buntfarbigen Hemden trugen, Tänzerinnen der Königin. Es wurde eine Reihe kleiner Stücke aufgeführt, die sich alle um den Diebstahl des Nationalaltars der Howas, drehten. Erst wurde ein Huhn, dann ein Kind und endlich ein Weib gestohlen. Die Königin, die sonst durch ihre eifrige Nahe auffällt und nie das Gesicht verzieht, schien sich „königlich“ zu amüßern. Sie lachte aus vollem Halse. Auch der Premier war zufrieden. Er bedrohte die Damen mit erhobenem Finger, was bei den Howas ein Zeichen großer Lebenswürdigkeit ist. Zwischen den Stücken tanzten die Schauspieler und versuchten den fremden Gästen zu Ehren sogar Walzer und Polka. Das Drolligste an der ganzen Aufführung war jedoch, daß die Königin mitten in einem Stück den Vorhang herabzulassen befahl und sich mit dem Minister und den ersten Würdenträger entfernte. Bis sie wiedertam, spielte die Musik die Hymne der Königin.

Die Selbstentzündung von aufgehäuhtem Heu ist in diesem heißen Späthommer zur Ursache von einer ganzen Reihe großer Feuerbrände geworden. Auch der große Brand von Leonberg bei Stuttgart wird auf diese Entstehungsweise zurückgeführt. Das neueste Heft der „Gartenlaube“ widmet in einem größeren, sehr lehrreichen Aufsatz von C. Falkenhorst über die verschiedenen Arten der „Selbstentzündung“ auch dem Problem dieser Selbstentzündung des Heues eine eingehende Besprechung vom Standpunkt der neuesten Wissenschaft. Der Brandstifter ist in diesen Fällen ein Bacillus, ein stäbchenförmiges bewegliches Gebilde, das man mit dem Namen Heubacillus belegt hat, da es stets auf Gräsern und im Heu vorkommt. Wird nun das Heu nicht gehörig getrocknet, zu großen Mieten oder Häufen zusammengepackt, dann lebt der Bacillus in der Feuchtigkeit fort auf Kosten der Meiste der Grassäfte. Er zerlegt sie dabei, und indem er athmet, erzeugt er Wärme. Im Innern des Heuhaufens, wo Milliarden und Milliarden der Bacillen wuchern, kann die Wärme nicht verfliegen; denn das Heu ist ein schlechter Wärmeleiter und läßt die Wärme nicht nach außen dringen. So steigt die Temperatur im Herzen des Heuhaufens auf 50, ja 70° C und die Bacillen leben noch in dieser Hitze fort, als ob sie „Heißluftathmer“ wären. In dieser Wärme beginnen nun die Bestandtheile der Grassäfte sich zu zerlegen, und auch diese chemischen Prozesse erzeugen Wärme, nun steigt die Hitze auf 100° C und darüber. Jetzt sterben die Bacillen in der Gluth, die sie selbst angeregt haben, aber der Zerfall der Grassäfte schreitet vorwärts. Sie verfallen schließlich, werden schwarz, bestehen fast aus reiner Kohle, obwohl man an diesen schwarzen Massen noch deutlich die feine Structur jedes Stämmchens und jedes Blättchens sieht. Diese neu entstandene Kohle ist nun in hohem Grade porös und wie frisch geblühte Holzkohle laugt sie begierig und verdichtet die Gase, die sich bei der Zerlegung gebildet haben. Da entsteht neue Wärme durch Verdichtung und die verkohlten Fasern beginnen zu glühen. So frisst der Brand im Heuhaufen weiter, bis er an die Oberfläche gelangt, dann genügt ein leiser Luftzug, um

die glimmende Masse in hellen Flammen ausflodern zu lassen. So haben in diesem Falle winzige Lebewesen den Anstoß zur Selbstentzündung gegeben und dieselben Heubacillen sind auch, wie Prof. Cohn in Breslau nachgewiesen hat, die Brandstifter der so oft qualmenden Mithäufen.

Durch eine Rettungsmedaille selbst gerettet! — Dieser eigenthümliche Vorfall hat sich im Kriege 1870/71 zugetragen und ist, wie der „Kosb. Allg. Ztg.“ mitgetheilt wird, in dem Michaelisprogramm des Jüterburger Gymnasiums vom Jahre 1871 sozusagen unendlich beglaubigt. Die betreffende Stelle lautet daselbst folgendermaßen: „Ferdinand Meyer, Lieutenant, Sohn des (Jüterburger) Amtmanns gleichen Namens (Schüler des Jüterburger Gymnasiums von Michaeli 1862 bis Michaeli 1867). Derselbe hatte sich durch den langen anstrengenden Vorpostendienst bei Metz ein sehr heftiges gastrisches Fieber zugezogen und lag krank und kraftlos in Noisseville, wo er durch die Besonnenheit und Treue seines Vorgesetzten gerettet wurde. Darauf in das Lazareth St. Barbe gebracht und nach 14 Tagen genesen, rückte er mit seinem Regiment nach Metziers, wo er, noch angegriffen von der furchtbaren, eben überstandenen Krankheit, mit eigener Lebensgefahr ein zweijähriges französisches Kind, das in die Sarmonne gestürzt war, rettete. Ueberrascht und hocherfreut drängten sich die Bewohner herbei und dankten dem Retter des Kindes mit herzlichsten Worten sogleich und später durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts von Metziers. Von Sr. Majestät unserem Könige wegen seiner edlen That mit der Rettungsmedaille belohnt, verdankte er dieser seine eigene Rettung. Denn die Kugel, die ihn am 19. Januar d. J. (1871) bei St. Quentin traf, wurde durch die Rettungsmedaille, die er trug, abgeschwächt und verursachte nur eine leichte Verwundung und eine heftige Kontusion. In der Schlacht selbst fand er noch Gelegenheit, sich so auszuzeichnen, daß ihm das Eisener Kreuz verliehen wurde.“ — Herr F. Meyer ist Kaufmann und Präsident der deutschen Kolonie in Nisa.

Ein Geschenk von historischem Werthe ist dem Kaiser von dem Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld gemacht worden. Es ist jetzt dem Hohenzollernmuseum überwiesen und in der dem Andenken Friedrichs des Großen gewidmeten Abtheilung untergebracht. Das Geschenk besteht in einer aus Ebenholz gearbeiteten Flöte des großen Königs. Dieselbe ist aus acht Theilen zusammengesetzt, hat zwei Klappen und weite Bohrung und ruht in einem mit schwarzem Leder bezogenen Kasten, der ebenfalls aus dem Besitz des königlichen Künstlers herrührt. In derselben Abtheilung befindet sich bereits eine ganze Anzahl Flöten, die Friedrich bei dem ihm vom Kammermusikus Quanz ertheilten Unterricht zu benutzen pflegte. Unter diesen nimmt das Staatsinstrument des Königs die besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, welches ganz aus Bernstein gearbeitet und mit goldernen Beschlägen versehen ist.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Letzte Mode.** Ueber die Herbstmoden 1895 haben sich die maßgebenden Fachkreise in folgender Weise geäußert: für die Straße englisches Genre, etwas gepuzt, für Gesellschaftslokalen abfallende Achseln, Gentle Alt-Wien, bei Konzert- u. Theateraufführungen sowohl anliegende Jagons, eventuell mit Dreieck-Motiv, als auch Blousenformen. Die Blousen werden durch kleidliche Gürtelschößen variiert. Alle diese neuen Jagons finden wir in Heft 1 der „Wiener Mode“, das mit der Gratisbeilage „Wiener Kinder-Mode“ über 130 hübsche, praktische Modebilder enthält. Dieses prachtvoll ausgestattete Probeheft wird in allen Buchhandlungen zur Ansicht ausgegeben; Abonnementspreis per Quartal 2,50 M.

Bei dem colossalen Angebot milderer Modeblätter aus Städten, die eine Modebewegung gar nicht kennen, ist es angezeigt, darauf hinzuweisen, daß die „Wiener Mode“ wirklich führend auf ihrem Gebiete ist und dabei immer praktische und einfache Moden propagirt. Das Recht der Abonnentin, echte Wiener Kleiderstücke nach Maß gratis zu erlangen, ersetzt reichlich den Abonnementspreis.

Rudolf Presber: **Das Fellahmädchen.** Preis M. 1.—. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. Die erste Geschichte, die dieser Sammlung den Namen gegeben, schildert mit besonderer Kunst und unter vortrefflicher Beleuchtung des Milieus die halb kindlich-innig, halb frauenhaft-leidenschaftliche Liebe einer armen Fellachin zu einem jungen Deutschen und wirft ein hochinteressantes Problem auf, für das es keine Lösung giebt, weil sich zwei Weltanschauungen unentbehrbar gegenüberstehen. Die drei anderen Novellen des Bändchens durchzieht eine sanfte Melancholie; sei es, daß das Thema die Liebe einer Mutter für ihr dem Tode geweihtes Kind ist, die Liebe des Studenten zu der mignonartigen Italienerin, oder endlich die rührende Anhänglichkeit des alten Leierkastenmannes für den Schutzheiligen seines Heimathsdorfes, an welcher Liebe er zu Grunde geht. Eine geistprühende Diktion und knappe fesselnde Behandlung zeichnen alle vier Geschichten auf das Vortheilhafteste aus.